

Going Home

Old, Old New Orleans

Es gibt eine ganz feine Trennungslinie zwischen Stabilität und Stagnation. Als ich 1960 geboren wurde, war sie in New Orleans bereits überschritten. In New Orleans aufzuwachsen war anders als anderswo in Amerika, denn hier durften wir noch glauben, dass alles, was außerhalb der Stadt geschah, uns nichts anginge. Keiner, der irgendwie von Bedeutung war, zog in die Stadt, keiner, der irgendwie von Bedeutung war, zog von hier weg. Natürlich war das schlecht fürs Geschäft, diese mangelnde Erneuerung in den oberen und mittleren Klassen, aber gut für das, was man heute familiäre Werte nennt. Ich hatte, bevor ich ins College kam, überhaupt keine Ahnung, wie unverbunden und zersplittert amerikanische Familien sein können. Als Neunjähriger durfte ich mit meinem Fahrrad zu den Häusern beider Großeltern radeln. Die Eltern meiner Mutter lebten sechs Blocks von uns entfernt, bis zu den Eltern meines Vaters war es eine Meile. Ich fand das völlig natürlich, dass die meisten Mitglieder der Familie so schnell erreichbar waren; bei einer meiner Freundinnen wohnten die Großeltern sogar direkt nebenan, zwei auf der linken, zwei auf der rechten Seite. Das erschien mir damals absolut normal. Jedes Jahr zu Weihnachten veranstaltete die Familie meiner Mutter ein Fest, das mich in der Überzeugung bestärkte, so gut wie alle weißen Bewohner von New Orleans (auch die, die ich verabscheute) wären irgendwie blutsverwandt. Lange bevor ich wusste, was Dividieren heißt, kannte ich den Unterschied zwischen einem Cousin dritten Grades und einem Urgroßneffen. Wo auch immer ich hinkam, war meine Rolle durch meine Familie definiert, durch die Lebenden wie durch die Toten.

Die Vorfahren meiner Mutter, die Monroes, zählten zu den Emporkömmlingen, sie waren ja erst seit 1850 in New Orleans ansässig. Trotzdem konnte sich mein Urgroßvater J. Blanc Monroe, ein direkter Nachkomme von James Polk auf der einen und James Monroe auf der anderen Seite, an die Spitze der Aristokratie von New Orleans manövrieren. In dem Buch „Rising Tide“ von John Barry, das die Flut von 1927 beschreibt, wird Papa Blanc – so wurde mein Urgroßvater genannt – als einer der Bösewichter beschrieben, die die Regierung dazu trieben, die Dämme zu sprengen und die Außenbezirke zu fluten, um die Innenstadt zu retten. Gegenüber den Opfern, die um Entschädigung nachsuchten, soll er sich, im Interesse der Stadt, als unbeugsam erwiesen haben.

Die Familie meines Vaters dagegen, die Lewis, gehörte zu den Alteingesessenen. Sie war 1803 aus Virginia gekommen, weil der Urgroßvater meines Vaters, Joshua Lewis, nach dem Louisiana Purchase, bei dem die Vereinigten Staaten das Gebiet Louisiana den Franzosen abgekauft hatten, von Thomas Jefferson persönlich beauftragt worden war, das Richteramt in New Orleans und Umgebung auszuüben. Irgendwann wurde Joshua dann Mitglied des Sur-

preme Court von Louisiana, schrieb die ersten Rechtsgutachten für den Staat und hielt eine fulminante Rede auf dem Festbankett, das 1815 zu Ehren von Andrew Jackson nach der gewonnenen Schlacht gegen die Engländer gegeben wurde. Als Kandidat der Protestanten verlor er das Rennen um den Gouverneursposten dann gegen seinen katholischen Gegner Jacques Philippe Roi de Villere. Doch Joshuas Sohn, John Lewis, 1864 in der Battle of Mansfield verwundet, wurde Bürgermeister von New Orleans. Einer seiner Nachfahren hieß Sandy und wohnte noch bis zum letzten Jahr in dem Haus gegenüber dem meiner Eltern. Als ich klein war, hatte ich keine Ahnung, wann die Lewis nach New Orleans gekommen waren, und ich wusste auch nicht, dass Thomas Jefferson selbst sie geschickt hatte. Für mich war jeder, den ich kannte, schon immer hier gewesen, und ich nahm an, dass sie alle auch schon immer in den Häusern gewohnt hatten, die mir so vertraut waren. Deshalb erschien es mir auch ganz normal, dass die Organisatoren des Karnevals, wenn sie Kandidaten für das Königspaar suchten, zu uns nach Uptown kamen. Für die Heranwachsenden gab es zu Mardi Gras einen Umzug, der „Squires“ hieß, bei dem es genauso zuging wie auf den Maskenbällen der Großen. Mit sechzehn wurde ich folgendermaßen als König der „Squires“ auserkoren: Fünf junge Männer in Anzügen, angeführt von dem scheidenden König, standen plötzlich in unserem Wohnzimmer und klopfen mir einer nach dem anderen auf die Schulter. In den Wochen danach fuhr ich jeden Nachmittag direkt vom Baseball Training zum Royal Training, und zwar in ein kleines Haus nahe St. Charles Avenue, wo eine Dame lebte, von der es hieß, sie habe Erfahrung mit europäischen Königshäusern. Sie unterrichtete uns mit getragener Stimme. Wahrscheinlich hatten wir den einzigen wachsenden Markt an Royals. In diesem kleinen Haus verbrachte ich Stunden um Stunden, um mich als König einzuüben, Krone auf dem Kopf, ein Hermelincap über den Schultern und ein funkelndes Zepter in der linken Hand, mit dem ich unsichtbaren Untertanen zuwinkte. Nichts daran erschien mir irgendwie abwegig.

Gerade weil meine Eltern eine so unverrückbare gesellschaftliche Stellung einnahmen, waren sie an der guten Gesellschaft von New Orleans wenig interessiert. Mein Vater sagte einmal: „Meine Vorstellung von Hölle ist eine Cocktailparty.“ Andererseits haben sie sich immer und in jeder Hinsicht für die Belange der Stadt engagiert. Sie vertreten bis heute die längst aus der Mode gekommene Ansicht: Noblesse oblige. Ohne es weiter erwähnenswert zu finden, hat meine Mutter in fast jedem Wohltätigkeitsverein der Stadt mitgearbeitet, und fährt sie in die Sozialsiedlungen, wo sie die meiste Zeit zubringt, benutzt sie als Deckmantel einen alten schrottreifen Wagen. (Sie hat übrigens viele schwarze Freunde). Mein Vater ist ein wenig anders geartet, er hält wenig davon, sich die Hände schmut-

zig zu machen. Seit vierzig Jahren sieht er vom Fenster seiner privaten Bibliothek aus zu, wie meine Mutter den Rasenmäher durch den Vorgarten schiebt. Nie würde es ihm einfallen, ihr seine Hilfe anzubieten. Gern zitiert er das Familienmotto der Lewis:

Tu so wenig wie möglich
und das ohne Begeisterung;
es ist allemal besser, mit einer Rüge zu leben,
als sich unnötig abzumühen.

Kaum je hat er uns erzählt, was er außerhalb des Hauses tat. Meine Mutter übrigens auch nicht. Während meiner Kindheit bekleidete mein Vater so viele Ämter in privaten und öffentlichen Institutionen, dass ich dachte, warum vereinfachen sie die ganze Sache nicht und machen ihn gleich zum Präsidenten der Vereinigten Staaten. Noch ist er Präsident eines Ältestenrats, in dem man nicht hineingewählt,

finde es ziemlich erschütternd, wie viele weiße Familien aus der Nachbarschaft meiner Eltern sich längst auf die entlegene Seite des Lake Pontchartrain abgesetzt haben. Meine Eltern würden das nie beanstanden, denn sie sind auch Fatalisten, sie finden Veränderungen zwar schrecklich, aber unvermeidbar. Und hier sind wir wieder bei dem Unterschied zwischen Stabilität und Stagnation. Eine stabile Gesellschaft kann Veränderungen abwehren oder annehmen, eine stagnierende Gesellschaft ist ihnen ausgeliefert, denn sie werden ihr aufgezwungen. Bleibt nur die Frage, woher sie kommen.

In der Nacht des 28. August 2005 kamen sie von Süden. Meine Mutter rief mich an, um mir zu sagen, sie und mein Vater und meine Schwester (ehemals widerwillig eine Mardi Gras Queen) mit Mann und Kindern steckten in einem Verkehrsstau auf dem Weg nach Alabama. „Wir muss-

Die Brücke, die Oceans Springs und Biloxi, zwei Vorstadtgemeinden im Weichbild von New Orleans, verband, wurde von Hurrikan Katrina in den Golf von Mexiko geblasen, ein ganzer Abschnitt versank am 30. August 2005 im Lake Pontchartrain. Die meisten Zugänge und Auswege von und nach New Orleans waren versperrt. Das US Army Engineer Corps flog unablässig Hubschraubereinsätze, um verzweifelte Bewohner, die sich auf die Dächer ihrer Häuser geflüchtet hatten, in Sicherheit zu bringen. Die ersten Befürchtungen, es habe viele tausend Opfer gegeben, bestätigten sich nicht.

Foto: Marc Seroka/Reuters



sondern berufen wird. Es ist der so genannte Board of Liquidation, der, man kann es kaum glauben, im Namen der Stadt New Orleans Bonds auflegen darf, um später Steuern zu erheben, damit er sie auszahlen kann.

Meine Eltern haben zeit ihres Lebens einen aussichtslosen Kampf gekämpft. Sie mussten zusehen, wie New Orleans innerhalb eines halben Jahrhunderts von der führenden Stadt im Süden zu einem Themenpark für kleinkarätige Spieler und Sünder verkam. Gegen Kriminalität, Armut, Alphabetentum und eine seltsam unfähige Regierung war über die Jahre nichts auszurichten, auch die öffentlichen Schulen sind ein ewig unlösbares Problem geblieben. Ich

ten fliehen“, sagte sie, „wegen des Hurrikans.“ Sie sagte: „HURR-i-can.“ Manche Menschen in New Orleans betonen manches ein bisschen seltsam, aber nie mit einem südstaatlichen Akzent. Wer in New Orleans südstaatlichen Dialekt spricht, ist von außerhalb. Meine Mutter hat die Angewohnheit, die erste Silbe zu betonen, ihr Regenschirm ist ein „UM-brella“.

„Was für eine HURR-i-can?“, fragte ich sie.

Wir hatten die Stadt noch nie wegen eines Hurrikans verlassen. Betsy, 1965, und Camille, 1969, waren die meteorologischen Großereignisse meiner Kindheit, und ich fand sie äußerst unterhaltsam. Beide fegten das Wochenendhäu-

chen von Papa Blanc an der Mississippi-Golfküste einfach weg, nach Camille standen dort nur noch die Fundamente. Ein Hurrikan galt in Mississippi nicht als Naturkatastrophe, sondern als Entschuldigung für den ausbleibenden Bauboom.

In dieser stagnierenden Welt musste sich etwas ändern, aber was, aber wie? Muss einem Unglück vorgebeugt werden, klopft mein Vater dreimal auf Holz, zudem glaubt er daran, dass Unheil immer dreifach daherkommt. Nachdem er sich im vergangenen Sommer einer schweren Herzoperation unterziehen musste und den Tod eines seiner engsten Freunde erlebt hatte, war er erleichtert, dass das dritte Unheil nur ein Hurrikan war. Er war, wie ich, davon überzeugt, dass die Familie ein, zwei Tage bei Freunden in Alabama bleiben würde und dann in dasselbe New Orleans zurückkehren könnte, aus dem sie geflohen war. Das war am Sonntag. Am Montag schlug der Sturm zu, und die Dämme am Lake Pontchartrain brachen. Es war die Hölle. Der Bürgermeister sagte, es könnten zehntausend Menschen und mehr umgekommen sein und niemand dürfe vor Ablauf einiger Monate zurückkehren. Meine Eltern verließen Alabama und fuhren nach Highlands in North Carolina, in ein Haus, das Papa Blanc 1913 gekauft hatte. Wenn das Wasser steigt, ist es angenehm, in einer angesehenen Stadt östlich der Rocky Mountains ein Haus zu besitzen – selbst wenn es ein altes, zugiges Haus ist, ohne jeden Komfort und mit einem Spruch an der Wand, der lautet: „Man darf nicht erwarten, vornehm zu sein und es bequem zu haben.“

Am liebsten hätte man die ganze Familie um sich. Doch mein kleiner Bruder sah sich am Sonntagabend die Wagenkolonnen an, die New Orleans Richtung Norden verließen, und beschloss daraufhin, südwärts zu fahren, Richtung Katrina, denn hier waren die Straßen leer, und er konnte so schnell fahren, wie er wollte.

Gerüchte, lauter Gerüchte – und die Geschichte von Haywood Hillyer

Drei Tage nach Katrina flog ich nach Dallas, und am nächsten Morgen saß ich, eingezwängt zwischen zwei Mitarbeitern der FEMA, im Flugzeug nach Baton Rouge. Mein Vater, der Risiken ohnehin nicht besonders schätzt, rief mich vorher an, um mich davon abzuhalten. Als es ihm nicht gelang, reagierte er gereizt. Das hatte ich, seit ich erwachsen bin, noch nie an ihm erlebt. „Nach allem, was wir schon durchgemacht haben, willst du jetzt auch noch...“, hob er an, doch als er begriff, dass er nichts ausrichten konnte, wechselte er die Tonart. „Wenn du also wirklich nach Hause musst“, sagte er, „dann bring mir ein paar leichte Anzüge und anständige Schuhe mit. Und einige Fliegen.“

Auf meinem Weg in die Stadt hielt ich an einer Tankstelle. Zwei junge Männer im Pickup waren gerade von der Poli-

zei angehalten worden. Es entspann sich folgender Dialog:

„Seid ihr bewaffnet?“

„Schwer bewaffnet.“

„Gut so. Schießt, um zu töten.“

Ich war überrascht, wie einfach es war, in die Stadt hineinzukommen. Angeblich war sie abgesperrt. Die Fernsehsender hatten berichtet, dass die Nationalgarde vor Ort sei, und hatten Bilder von Soldaten gesendet, warum sollte es also nicht wahr sein? Ich war am Freitag früh gelandet und habe den ganzen Tag über und auch am folgenden Wochenende, also eine Woche nach Katrina, keinen einzigen Soldaten gesehen. Auch sonst keine Ordnungshüter. New Orleans sah aus wie nach der Neutronenbombe: die Menschen vom Erdboden verschwunden, die Häuser intakt. Nie zuvor war die Stadt so still. Kein Hundegebell, kein Geschrei, keine Hupen, nichts. Nicht einmal Kakerlaken zwischen den Scherben auf dem Bürgersteig. In der Nacht kreisten Hubschrauber über der Stadt, und der Soundtrack von „Apocalypse Now“ hing in der Luft. Aber an diesem hellen, blauen, sommerlichen Freitag konnte die Stadt nicht stiller sein. Als ob jemand den Ton abgestellt hätte, nur dass der Finger, der diesen Knopf gedrückt hatte, versehentlich auch noch die Magnolien entwurzelt und die Telefonmasten gespalten hatte.

Die nächste Überraschung bestand darin, dass eine Stadt, von der berichtet wurde, sie sei überflutet, an so vielen Orten trocken und begehbar war. Als die Dämme brachen, holte sich der Lake Pontchartrain nur die Sumpfböden zurück, die man vor langer Zeit zum Bauland erklärt hatte. Zwischen dem befestigten Seeufer und dem Mississippi meiner Jugend wohnten 185.000 Menschen, von denen die Stadtregierung (jetzt im Exil) sagte, sie seien zu 55 Prozent schwarz, zu 42 Prozent weiß und zu 3 Prozent hispanisch. Die Flut machte also keinen Unterschied zwischen Rassen und Klassen. Sie verschlang die Häuser vieler armer Familien, aber sie verschlang auch die Häuser vieler reicher Familien. Sie legte allerdings historisch einen Schnitt: Sie vernichtete alles, nur die alte Stadt nicht. Wenn man einen Architekturkritiker oder Bauhistoriker gefragt hätte, was er für das erträglichste Szenario für einen Hurrikan halten würde, wäre die Antwort kaum anders ausgefallen.

Das hatte man nicht erwartet. Nachdem die Dämme gebrochen waren, befürchtete Ray Nagin, unser Bürgermeister, der in New Orleans aufgewachsen ist, dass auch Uptown fünf bis sieben Meter unter Wasser stehen würde. Doch Uptown blieb größtenteils trocken. Chris O'Connor, der Vizepräsident der Ochsner Klinik, die als einzige weiterhin arbeitete, sagte mir: „Als das Wasser stieg, spekulierten alle, wann die Höchstmarke erreicht sein würde. Irgendjemand sagte, die Ochsner Klinik liege etwa vier Meter über dem Meeresspiegel, aber keiner wusste, wann und wo das Wasser Halt machen würde.“ Es erreichte die Klinik nie.

Das Thema Wasserstände ist seit eh und je verwirrend. Als Kind hatte man mir erzählt, der höchste Punkt von New Orleans sei der „Monkey Hill“. Eigentlich war der Monkey Hill nicht mehr als ein Dreckhaufen, auf dem zehnjährige Jungs rauf- und runterradelten. Der Rest der Stadt, hieß es, läge unter dem Meeresspiegel. So hörten wir es von den Erwachsenen, die es ja wissen mussten, außerdem glaubten wir, dass die Toten deshalb über der Erde bestattet werden, weil man mit jedem Spatenstich auf Wasser trifft. Bei einer wirklichen Flut, hieß es, wäre der Monkey Hill der einzig sichere Platz, so dass wir ziemlich überrascht waren, als die allwissenden Erwachsenen ihn irgendwann mit ein paar Planierraupen einebneten. Abgesehen von einigen Ingenieuren wusste kaum einer in New Orleans etwas über den Grund und Boden, auf den er seinen Fuß setzte, nämlich, dass er zum Mississippi hin ansteigt.

Es hieß, man habe die Insassen in ihren orangefarbenen Sträflingskleidern beim Tilapia-Teich gesichtet, denn ganz in der Nähe des Gefängnisses gibt es eine Fischzucht. Das klang alles ziemlich mysteriös, denn wenn die Gefangenen sich schon über die Buntbarsche hermachten, was würden sie dann als Nächstes tun? Schwarze jugendliche Gangs, hieß es, wüteten im Garden District und legten Weiße um, für mich bedeutete das, auch unser Haus war nicht mehr sicher. Eine Gruppe bewaffneter junger Schwarzer habe am Mittwoch das Kinderhospital in Uptown besetzt, das nur sechs Blocks weit weg liegt, und dort Ärzte und Schwestern erschossen. Wieder andere sollen sich einen Gabelstapler besorgt, das gesamte Lager einer Rite-Aid-Filiale geplündert und später die Fassade eines Ace-Handels an der Oak Street einfach eingerissen haben. Erschütternd, weil so völlig absurd, war die Nachricht, dass man bei Perlis, ei-

Im ersten halben Jahr nach dem Hurrikan Katrina sank die Verbrechensrate in New Orleans deutlich. Ist es ein Zeichen für die Rückkehr der Normalität, wenn die Polizei und private Sicherheitsdienste heute wieder im Stadtbild heftig präsent sind? Kurz nach unserer Reise wurden in New Orleans bei einem belanglosen Streit zwischen Jugendgangs mitten im Zentrum fünf junge Männer erschossen.



Ich musste eine Weile winken, um jemanden zu finden, der mich vor unserem Haus absetzte. Wasser war kein Hindernis, denn bis hierher war das Wasser nicht gelangt. Der Schaden durch den Sturm hingegen war immens. Ich hatte so etwas noch nie gesehen. Telefonmasten lagen wie geknickte Streichhölzer mitten auf der Fahrbahn, Kabel hingen wie Christbaumgirlanden tief über der Straße. Aber die Häuser, die schönen alten Häuser von New Orleans, standen da wie eh und je, praktisch unberührt. Was jenseits von Uptown geschah, kann ich nur so kolportieren, wie man es mir erzählt hat: Im Stadtgefängnis habe es eine Revolte gegeben, die Gefangenen wären bewaffnet.

nem Bekleidungskaufhaus in Uptown, eingebrochen habe, dabei aber nur Gürtel aus Krokodilleder, Polohemden mit eingestickten Krebsen und eine Reihe von Smokings hätte mitgehen lassen. Die Smokings waren die, die von weißen Debütanten manchmal für Partys oder den Squire Ball ausgeliehen wurden.

Was ich außerdem wusste oder zu wissen glaubte, war, dass es in ganz Uptown nur zwei Häuser gab, in denen noch Menschen wohnten. In dem einen hatte sich ein zähes, kämpferisches Paar hinter Schildern verbarrikadiert, auf denen zu lesen war: „Einbrecher werden erschossen.“ Oder: „Tritt ein und stirb.“ Das andere, ein festungsarti-

ges Haus mit einem eigenen Stromgenerator, gehörte Jim Huger, der zufälligerweise in einem Haus neben dem meiner Eltern aufgewachsen war. (Als ich hörte, dass er der Einzige war, bei dem die Klimaanlage noch funktionierte, rief ich ihn an, um zu fragen, ob er ein Bett für mich übrig hätte, und er sagte: „Ich bin der Kleine, den du mit deinem Baseballschläger vertrimmt hast, und jetzt soll ich deinen Arsch retten?“) In seinem Haus hatten am Abend vorher ein paar Jungs Zuflucht gesucht, die vor allem damit beschäftigt waren, Waffen aufzutreiben und Geschichten einzusammeln. Die Geschichten wurden frei Haus geliefert, und zwar von einem aus der freiwilligen Polizeireserve, ein Freund von Jim, der jeden Morgen in voller Montur aus dem Haus ging und jeden Abend mit einem Bündel von Geschichten wiederkam, die er von anderen Polizisten gehört hatte. Er selbst war Zeuge bei einer der fantastischsten Szenen: Er sah zu, wie die beamteten Polizisten en masse aus der Stadt flohen. „Sie retteten sich alle nach Baton Rouge“, sagte er mir, „weil sie glaubten, man könne in der Stadt nicht mehr sicher schlafen.“

Am späten Donnerstag wurde die Festung Huger evakuiert. In einem Konvoi aus sechs Wagen, alle Insassen schwer bewaffnet, verließen die letzten Uptowner die Stadt, und als sie losfuhren in die dunkle Nacht, verabredeten sie, dass keiner von ihnen anhalten oder auch nur das Tempo verlangsamen würde, bevor die Stadt hinter ihnen läge. Sie

dunkle Haar gut gekämmt, gebügeltes Poloohemd, freundliches Lächeln, verbindliche Umgangsformen. Und doch zelebrierte er dieses nonkonformistische Verhalten, das irgendwie typisch ist für New Orleans: Er hatte die Sache für sich mehrfach hin- und hergedreht und sich dann entschlossen zu improvisieren. Improvisieren gehört auf jeden Fall zu den Eigenschaften, die die Bewohner von New



Orleans auszeichnen, deshalb ist die Stadt auch immer ein guter Gastgeber für Jazzmusiker, Köche und Pokerspieler gewesen.

Die anderen in der Festung wussten nicht recht, ob sie ihn bemitleiden oder bewundern sollten. Am Ende übergaben sie ihm alle Waffen, die sie übrig hatten, mitsamt Munition. Als der Konvoi Donnerstagnacht die Stadt verließ, nannte Haywood eine 357er Magnum, eine 38er Spezial, eine Neun-Millimeter Beretta, eine schlanke schwarze halbautomatische Flinte und Munition für etwa tausend Schuss sein eigen. Wie die meisten, die in Uptown aufgewachsen sind, wusste Haywood, wie man auf Enten schießt. Von dem Umgang mit den Waffen, die er jetzt in der Hand wog, hatte er nicht die geringste Ahnung. Eine halbautomatische Flinte hatte er nie zuvor gesehen. Trotzdem begab er sich noch in der gleichen Nacht mit allen drei Pistolen und dem ihm unheimlichen Gewehr in sein Haus. Wo ihn ein weiteres Problem erwartete: Die winzige Klimaanlage, die nur einen einzigen Raum, und zwar das Büro kühlen sollte, machte einen solchen Lärm, dass man die Haustür einschlagen und das Haus hätte stürmen können, ohne dass er etwas bemerkt hätte. „Selbst wenn zwanzig Wilde draußen gebrüllt hätten, wir brennen dein Haus nieder, es wäre mir entgangen.“ Aus Angst, er könnte einschlafen, klemmte er erst mal einen Stapel Versicherungsbrochüren unter die Klinke (Haywood verkauft Lebensversicherungen) und hockte sich dann in sein kleines Büro, überzeugt, er sei der letzte weiße Bewohner von New Orleans. Bis zum frühen Morgen harrete er aus, dann erst wagte er einen Blick durch den Briefschlitz nach draußen. Irgendwie verkörperte er in diesem Augenblick genau das, was aus Uptown

New Orleans geworden war, lange vor Katrina: Ein weißer Mann vergewissert sich durch einen Sehschlitz, ob da draußen jemanden ist, der ihm nach dem Leben trachtet. Der Moment der Anspannung ging vorüber, und Haywood verließ das Haus und begab sich zurück in die Festung, um dort zu frühstücken und ein Bad zu nehmen. Das heißt, er sprang erst einmal in den Pool. Eine Stunde später, bekleidet mit Unterhose und Pistole, musste er feststellen, dass er sich aus Fort Huger ausgeschlossen hatte, wo die anderen Waffen und alle seine Kleider lagen. Er wusste nicht recht, was zu tun. Eines der Fenster einzuschlagen, schien ihm nicht angemessen, und so setzte er sich in seinen feuchten Boxershorts (mit der Pistole im Schoß) auf die Stufen vorm Haus und wartete in der Hoffnung, dass seine Beschützer eher wieder eintreffen würden als die meuchelnden Banden.

schoß zurückschieben und freundlich bitten, woanders zu parken. Ich dachte schon, ich könnte den Vergnügungen, die mir eine Stadt ohne Menschen bot, also Einbahnstraßen und Stoppschilder zu ignorieren und quer über die Wiesen des Audubon Parks zu fahren, ein weiteres hinzufügen: Ich dachte, ich könnte erstmals ungestört vor Dottie Perriers Haus parken. Weit gefehlt. Kaum hatte ich den Motor ausgestellt, sprang die Tür auf. Und da stand sie nun, mit ihren sorgfältig gekämmten weißen Haaren, den großen blauen Augen hinter abnormal großen Brillengläsern ohne Bügel, die sie als pince-nez auf die Nase geklemmt hatte. Sie sah aus wie eine Eule, die versehentlich den Tag für die Nacht hält. Fünf Tage hatte sie allein im Haus verbracht, jetzt war sie mehr als neugierig. „Wo sind sie denn alle hin?“, fragte sie. „Es hat einen Hurrikan gegeben“, sagte ich. „Die Stadt



hatten vor, wenn irgend möglich, am nächsten Morgen, sobald es hell wurde, zurückzukommen. Einer aber wollte nicht mit. Er war immer nur zu den Mahlzeiten in der Festung erschienen. Sein Name war Haywood Hillyer. In der Schule saß er zwei Klassen unter mir. Wir waren niemals richtige Freunde geworden. Aufgewachsen war er vier Blocks von uns entfernt, jetzt lebte er, zwei Blocks die Straße runter, im kleinsten Haus der Straße. Wer das Haus sieht, würde die Idee, dass hier einer einbrechen könnte, für absurd halten. Trotzdem wollte Haywood lieber sein Leben riskieren, als sein Haus im Stich zu lassen. Äußerlich wirkt er eher wie ein Konformist: glatt rasiert, das

Um Mitternacht ist Downtown New Orleans menschenleer. Viele Läden in den Erdgeschossen standen oft schon jahrelang leer. Um Flut und Sturmschäden in Grenzen zu halten, wurden sie, bevor der Wirbelsturm an Land ging, mit Holzplatten vernagelt. Ob sie jemals wieder geöffnet werden, ist ungewiss, weil mehr als die Hälfte der Einwohner, die vor Katrina hier lebten, irgendwo anders in den Vereinigten Staaten eine neue Bleibe und manchmal sogar neue Arbeit gefunden haben.



Israelische Sonderkommandos und russische Kampfhubschrauber

Zu diesem Zeitpunkt fuhr ich vor, kurz nachdem auch die jungen Männer zurückgekehrt waren, die sich während der Nacht außerhalb der Stadt in Sicherheit gebracht hatten. Von Haywood wusste ich bis dahin nichts. Ich parkte den Wagen gegenüber von meinem Elternhaus in der einzigen Lücke, in der, soweit ich sehen konnte, keine Glassplitter lagen. Ich stand also direkt vor der Tür von Ms. Dottie Perrier. Wenn man wissen wollte, ob sie zu Hause war, musste man seinen Wagen immer nur direkt vor ihre Tür stellen. War sie da, würde sie den Fensterladen im Oberge-

wurde evakuiert. Sie sind fort.“ „Wirklich alle?

Sie war mehr als überrascht, doch ihr Ton blieb ausgeglichen und freundlich. Später stellte sich heraus, dass einer der Bewohner von Fort Huger an ihrem Haus vorbeigegangen war und gesehen hatte, dass da noch nicht abgeholte Briefe im Postkasten lagen. Einer davon war an die Elektrizitätsgesellschaft gerichtet, und das vier Tage nachdem in der ganzen Stadt der Strom ausgefallen war. Er hatte geklingelt und versucht ihr zu erklären, dass sie die Stadt verlassen müsse und der Postbote vorerst nicht mehr vorbeikäme, vielleicht sogar Monate lang nicht. Woraufhin

Dottie Perrier ihre Hände in die Hüften gestemmt und gesagt habe: „Na, mich hat jedenfalls keiner benachrichtigt.“ In diesem Augenblick bog ein Wagen um die Ecke, fuhr bis zum nächsten Block und hielt an. Wir waren so verblüfft, als wären Außerirdische aus einer fliegenden Untertasse gestiegen. Außer Dottie Perrier hatte ich meilenweit kein menschliches Wesen und schon gar kein Auto gesehen.



Vier Männer mit schwarzen Pistolen sprangen aus dem Wagen. Zwei von ihnen sahen aus, als würden sie hier zu Hause sein – Polohemden, gepflegte Zähne, eine gewisse Zurückhaltung im Auftreten. Die zwei anderen – schlechte Zähne, Kampfanzug – gaben sich dagegen so, als ob sie die Straße gerade eingenommen hätten. Ich ließ Dottie Perrier stehen und ging ihnen entgegen. Es war das erste Mal, dass ich einem israelischen Sonderkommando begegnete. Zusammen mit einigen Bewohnern aus Uptown, die ihre Häuser verteidigen wollten, war es kurz zuvor mit russischen Kampfhubschraubern im Audubon Park gelandet. Nicht nur eine, sondern zwei Bewohnergruppen hatten diese ausrangierten sowjetischen Mühlen zusammen mit je vier bis sechs erfahrenen israelischen Soldaten gechartert. Kaum waren sie auf dem Fußballfeld gleich neben dem Audubon Zoo gelandet, sprangen die Männer heraus, um mit Luchsaugen und Maschinenpistolen „das Gelände zu sichern“. Nichts durfte ihnen entgehen. „Gott, habe ich mich erschreckt“, sagte ein junger Mann, der dabei war. „Wir wussten überhaupt nicht, wie uns geschah. Wir dachten, Zulus brechen aus dem Dickicht.“ Zu sichern gab es wenig, außer einem Tierpfleger, der mit erhobenen Händen herauskam. Das war gerade erst passiert. Hier, in meiner Heimatstadt. Jetzt machten sich die Kommandos daran, „das Haus zu sichern“. Ein kleines freundliches gelbes Haus, nur einen Block vom Haus meiner Kindheit entfernt. Weit und breit kein menschliches Wesen, außer Dottie und mir. Trotzdem brachten sie ihre Gewehre in Anschlag, als sie die Tür öffneten, und machten innen ziemlich viel Lärm. Wenig später waren sie wieder draußen. Lange Gesichter.

Angst

Allmählich wurde mir klar, dass noch mehr Menschen in der Stadt geblieben waren. Es waren grob gesagt, zwei Sorten von Menschen: die einen schwer bewaffnete, kampfbereite weiße Männer, die anderen ein bunt zusammengewürfelter Haufen aus Schwarzen und Weißen, die, ohnehin an den Rändern der Gesellschaft lebend, überhaupt nicht wussten, wen sie hätten bekämpfen sollen. Viele von ihnen waren alte Leute wie Dottie Perrier, die außerhalb von New Orleans niemanden kannten. Wohin hätten sie also gehen sollen? Oder es waren Leute wie die in die Jahre gekommenen schwulen Pärchen, die weiter in kurzen Shorts ihre Hündchen über die St. Charles Avenue spazieren führten und irgendwie keinen Sinn für Gefahr entwickelt hatten.

Die alte Stadt, die den Vorteil hatte, höher zu liegen, organisierte sich um einige Besitzungen, die sich als Festungen gaben. Fort Huger war wieder erwacht, inzwischen besetzt von einem halben Dutzend Jugendlicher, die von früh bis spät die Häuser durchkämmten und sich um jene kümmerten, die, wie sie meinten, mehr als andere auf Hilfe angewiesen waren: Alte und Haustiere. Zwei Häuser entfernt vom Wohnsitz meiner Schwester nahe Audubon Park lag Fort Ryan, kontrolliert von Bill Ryan, der in Vietnam durch eine Landmine ein Auge verloren hatte, durch eine Handgranate verletzt worden war, dem man einen Arm zerschos-



sen hatte und der dann mit vielen Orden auf der Brust heimgekehrt war. Er war für mich der Glaubwürdigste von allen. Nachts saß er auf seiner Veranda, die Flinte im Schoß, den Sohn an seiner Seite. „Es ist schon seltsam“, sagte er mir, „dass mein Sohn mich nie nach Vietnam gefragt hat. Jetzt fragt er.“ Die größte Festung war Fort Ramelli, ein Anwesen in der St. Charles Street. In Fort Ryan wurden darüber Witze gerissen. Nick Ryan, Bills Sohn, sagte: „Bei uns hieß es immer, wenn eine Atombombe auf New Orleans fällt, was bleibt dann übrig? Die Kakerlaken und Bobby Ramelli. Inzwischen sind wir nicht mehr ganz so sicher, was die Kakerlaken betrifft.“ Bobby Ramelli und sein Sohn haben die ersten fünf Tage nach dem Sturm in einem flachkieligen Boot verbracht und, so schätzten sie, dreihundert Menschen das Leben gerettet.

Die Polizei hatte verbreitet, schwarze Gangs wären quer durch die Stadt unterwegs, um zu plündern und Weiße zu erschießen. Das hatte sich bis in die verschiedenen Festungen rumgesprochen, die allerdings auch noch einer anderen verheerenden Informationsquelle ausgesetzt waren: dem TV. Immer und immer wieder wurden die gleichen Bilder aus dem Superdome, aus dem Convention Center und aus einem Geschäft in Downtown eingespielt, mit immer der gleichen Botschaft: Verrückte Schwarze mit automatischen Waffen sind auf der Jagd nach Weißen und kennen kein Abschusslimit. Einer der Soldaten, der mit einer M16 im Wohnraum von Fort Huger hin und her ging, sagte: „Was mich betrifft, ich würde mich verhalten wie einer, der aufgrund falscher Informationen entsprechend handelt.“ So dachten in diesen wenigen Tagen alle: der Bürgermeister, der Polizeichef, die ganze Stadt.

mit dem Kinderhospital erwies sich als das, was sie war, eine Geschichte. Nichts war passiert. Die Glastür an der Rite-Aid-Filiale, in der mein Großvater väterlicherseits zusammengebrochen und gestorben war, war zersplittert, aber das einzige geplünderte Regal war das mit dem Wild Turkey Whisky. Der Ace-Handel in der Oak Street, von dem es hieß, man habe die ganze Fassade niedrigerissen, war völlig intakt, wie übrigens auch alle angrenzenden Häuser und Läden. Die Buchhandlung sah aus wie immer. Wer, habe ich mich gefragt, vergreift sich auch an Büchern. Das einzige Gerücht, das sich zu bestätigen schien, betraf das Bekleidungshaus Perlis. Das Schaufenster war zerschmettert. Aber die Gürtel aus Krokodilleleder hingen wie immer an den Karussells, und die Polohemden stapelten sich sauber gefaltet in den Regalen, wie eh und je. Auf dem Fußboden lag eine Papiertüte mit zwei Jeans. Hier

Luxushotels im historischen, höher gelegenen Teil der Stadt sind durch Sturm und Flut nicht oder kaum beschädigt worden. Sie haben längst wieder geöffnet und werben mit ihrem „Vom Winde verweht Südstaatenflair“: mit schwarzen Portiers mit weißen Handschuhen, „General Lee Frühstücksbuffet“, Puttenarchitektur à la Européenne und roten Teppichen, so, als habe es Katrina nie gegeben und als sei die Stadt nicht entvölkert. Verzweifelt suchen Hotels und Restaurants nach Personal, doch sie wissen nicht, wo Mitarbeiter unterkommen könnten. Die legendäre Bourbon Street indes bietet wie seit zwanzig Jahren eher prosaische Abendvergnügungen.



Es gibt kein absurderes Gefühl als unberechtigte Angst. Das war mir klar, trotzdem ist es doch besser, aufgrund von Absurditäten am Leben zu bleiben, als aufgrund von Absurditäten zu sterben. Also brach ich den Schrank auf, in dem in meinem Elternhaus die Waffen für die Entenjagd verwahrt wurden, nahm mir eine Schrotflinte, lud sie und fing an, durch die Gegend zu fahren. In den Augen der Miliz hätte ich statt der Schrotflinte auch eine Schleuder einstecken können oder eine von diesen kleinen Pistolen, die, wenn man abdrückt, eine kleine Fahne ausspucken. Ich hielt bei Hunderten von Häusern an und fand nicht ein einziges, in das jemand eingebrochen war. Die Geschichte

mussten den Dieb Ehrgeiz und Mut gleichzeitig verlassen haben. Die alten Häuser schienen vollkommen unberührt, dabei gab es kein einziges Haus im Garden District oder in Uptown, in das man nicht problemlos einsteigen konnte. Überall fand ich genug Vorräte und Wasser, um eine fünfköpfige Familie wenigstens eine Woche lang zu versorgen. Nur ganz wenige Häuser wiesen Schäden auf. Außerdem gab es ja noch die Lebensmittelläden. In einem habe ich lange vor der Theke mit dem geschnittenen Frischobst gestanden und gezögert. Die Tür stand offen, die Regale waren voll mit Lebensmitteln und Wasserflaschen. In Down-

town hatten 25.000 Menschen in den letzten vier Tagen ohne Wasser und ohne Lebensmittel auskommen müssen, während nur wenige Meilen davon entfernt (und ich kann nur sagen, der Spaziergang lohnt sich) die Lebensmittel-läden bei offenen Türen völlig unberührt waren. Die Katastrophe hatte nur Downtown erwischt. Von dort führt ein gerader Weg von etwa einer Stunde zu Wasser, Lebensmitteln, Obdach. Anscheinend war keiner auf die Idee gekommen, ihn zu benutzen.

In einer Stadt, die sich wie keine andere rühmen kann, dass Menschen füreinander da sind, wussten die Bewohner anscheinend noch viel weniger voneinander als von dem Grund und Boden, auf dem sie ihre Häuser errichtet hatten. In Downtown, wo die Ärmsten der Armen, die gar nicht wussten, wie sie die Stadt verlassen sollten, behördlich zusammengewürfelt wurden, erlebte ich die Hysterie von Uptown noch einmal, nur andersherum gespiegelt. Im Superdome und im Convention Center begannen sich die gleichen Gerüchte zu verbreiten, wie sie der Polizeichef, der Bürgermeister und die nationalen Medien ausgestreut hatten: Allein zweihundert Menschen seien ermordet worden, Vergewaltigungen gäbe es allerorten, Hunderte von bewaffneten schwarzen Gangs zögen durch die Stadt, um zu plündern. (Viele Wochen später schrieb die Times Picayune, dass nur zwei Menschen getötet wurden und von Vergewaltigungen nicht die Rede sein konnte. Die Mordrate war dieselbe wie vor Katrina.) Im Superdome sagten mir zwei arme Leute, dass die Flut in ihren Augen keine Naturkatastrophe gewesen sei, sondern von Menschenhand gemacht: Es sei die Regierung, die die Armen ausmerzen wolle. (Das mag auch der Grund dafür gewesen sein, dass die Armen gar nicht auf die Idee gekommen sind, sich in den Häusern und Läden der Reichen zu bedienen, weil sie dachten, der eigentliche Grund, der dahinter steckt, sei der, sie, die Armen, ein für alle Mal zu eliminieren.) Aus ihrer Sicht war die ganze Sache, die mit den Dammbriichen begonnen hatte und die damit endete, dass sie mit Mördern und Vergewaltigern auf engstem Raum zusammengesperrt wurden, eine einzige Verschwörung.

Mein Urgroßvater J. Blanc Monroe ist lange schon tot und vergessen. Was er nicht mit ins Grab nahm, war das Misstrauen zwischen Reich und Arm, zu dem auch er seinen Beitrag geleistet hatte. Auf der St. Claude Avenue, gleich unterhalb des French Quarter, gab es eine Szene: Leute, die, ob arm oder schwul, irgendwie mit Kunst ihr Geld verdienen, flohen in Panik, weil sie glaubten, die Armeehubschrauber würden sie mit Bomben bewerfen. Was wirklich abgeworfen wurde, waren Fertiggerichte und große Wasserflaschen. Aber weil sie vom Himmel kamen, sahen diese Hilfsgüter befremdlich und gefährlich aus, und als die Wasserflaschen auf dem Boden aufprallten, zerbrachen sie. Splitter stoben nach allen Seiten. Die Leute hatten gehört, dass George W. Bush an diesem Tag New Orleans be-

suchen würde, und sie glaubten einfach nicht, dass das etwas Gutes bedeutet. Dieser vermeintliche Angriff war ein Schock für sie. „Rennt! Rennt, es ist der Präsident!“, schrie ein Mann in der Menge, die sich vor den Hubschraubern in Sicherheit brachte.

Dinge retten, auch Dottie Perrier

Vier Tage nachdem ich in New Orleans angekommen war, ging ich die St. Charles Street hinunter und sah einen Wagenkonvoi wie aus alten Zeiten. Ich konnte gar nicht so schnell mitschreiben, um alle Namen zu erfassen: Das New York City Police Department war da, das Alameda County Fire Department, das Aspen Fire Department, das S.P.C.A. aus Kentucky, verschiedene Notarztwagen aus Illinois und Arizona, das Austin Fire Department, die U.S. Küstenwache, das isländische Konsulat und ein paar Pickups mit den eigenartigen Buchstaben FPS, was Federal Protection Service bedeutet. Am folgenden Tag verkündete der Chef der Polizei, dass New Orleans wahrscheinlich „die sicherste Stadt der Welt“ sei. Währenddessen ordnete der Bürgermeister aus seinem Rückzugsort in Dallas an, dass die Stadt evakuiert werden müsse, notfalls mit Gewalt. Das alte soziale Gefüge von New Orleans wurde damit auf den Kopf gestellt: Willkommen war nur noch, wer nicht hierher gehörte.

Über Nacht war die Stadt nicht mehr der Ort, aus dem man nicht herauskam, sondern ein Ort, in dem man nur noch im offiziellen Auftrag geduldet wurde. Die wenigen, die es noch zu retten galt, ließen sich alle Zeit der Welt. Als Mitch Landrieu, damals stellvertretender Gouverneur von Louisiana, sich mit dem Boot aufmachte, um weitere Menschenleben zu retten, entdeckte er drei junge Männer auf einem Dach und wollte sie mitnehmen. Die fanden es aber viel spannender, von einem Hubschrauber ausgeflogen zu werden, und verzichteten auf seine Hilfe. Auch mein Gastgeber Jim Huger nahm sich irgendwann ein Boot, um einen alten Mann zu erlösen, dessen Haus auf allen Seiten umspült war. Auf dem Weg zurück sah er eine alte Dame auf ihrer Veranda hocken und bot ihr an, sie mitzunehmen.

„Sind Sie von der Küstenwache?“, fragte sie. Nein, das sei er nicht.

„Dann warte ich doch lieber auf die Küstenwache“, sagte sie und setzte sich wieder hin.

Mir passierten ähnliche Dinge. Einmal stolperte ich über eine Dame mittleren Alters, die einen breiten Strohhut trug und mit einem klapprigen Fahrrad in der Mitte der St. Charles Avenue Schlangenlinien fuhr. Auf ihrem Schoß hatte sie eine Hündin, die noch eigenartiger aussah als sie. „Sie hat zwei reinrassige Junge zur Welt gebracht“, sagte sie, „einer ist ein Chihuahua und der andere ein Pudel.“ Ich hatte neben ihr angehalten.

„Ist alles in Ordnung?“

„Mir geht es gut. Ein wundervoller Tag.“

Werden Sie die Stadt verlassen?“ (Etwas anderes fiel mir nicht ein.)

„Ich besitze achtzig Dollar“, sagte sie, „und würde gern nach New York gehen. Können Sie mir sagen, wie weit ich in New York mit achtzig Dollar kommen würde?“

Auf dem Rücksitz meines Wagens lagen etwa 60 Wasserflaschen mit je vier Litern Inhalt, die ich aus den verlassenen Häusern in Uptown hatte mitgehen lassen.

„Brauchen Sie irgendetwas? Wasser? Lebensmittel?“

„Danke, ich brauche nichts. Ich habe genug Wasser und eher reichlich zu essen.“

Als ich Richtung Wasser weiterfuhr, rief sie mir nach:

„Etwas Eis wäre nicht schlecht.“

Bis Katrina waren wir alle sehr gut ohne Pässe ausgekommen. Jetzt aber, da die Nationalgarde an die Türen hämmerte und die Leute aufforderte, die Stadt zu verlassen,

den wolle, um die Leute aus ihren Häusern zu holen, antwortete er:

„Weiß ich nicht. Aber es ist doch klar, dass bei einem Mann von 150 Kilo mehr Gewalt nötig ist als bei einem von 75 Kilo.“ (Eddie Compass ist inzwischen nicht mehr im Amt.) Selbst die Leute, die mit den russischen Kampfhubschraubern zurückgekommen waren, machten sich rasch wieder davon, was von ihnen blieb, war eine amerikanische Flagge, die vor der Veranda hing und nun nicht mehr Freiheit bedeutete, sondern Trotz und persönliche Niederlage. „Hier, für Euch“, lautete die Botschaft an den Feind. Die Fahne der Südstaaten war bedeutungslos geworden. Ich fuhr zu Dottie Perrier, um sie auf dem Laufenden zu halten. Dottie wiegt sehr viel weniger als 75 Kilo. Die Nationalgardisten würden wenig Gewalt und noch weniger Zeit brauchen, um sie wegzuschaffen. Ob ich sie nicht bes-

Am Rand des großbürgerlichen sogenannten „Garden-District“ stehen Häuser, in denen Diener, Dienstboten und Kindermädchen wohlhabender Familien wohnen. Längst nicht alle sind nach Orleans zurückgekehrt, weder alle Armen noch alle Reichen. Die Stars and Stripes hängen noch, auch wenn das Haus nicht mehr wirklich bewohnt wird. Leere Stühle stehen auf der Veranda zur Straße.



kamen die eigenartigsten (gefälschten) Identitätsnachweise zutage. Einer wies sich durch eine Dienstmarke des Marriot Hotels aus, ein anderer kramte ein altes laminiertes Bild heraus, auf dem stand, er sei Arzt. Auf der Louisiana Avenue residiert ein bekannter Kunsthändler, der seine afrikanischen Skulpturen in der ganzen Welt vertreibt. Als die Nationalgardisten vor seiner Tür standen, behauptete er, er sei Fotograf und würde für verschiedene Zeitungen arbeiten, doch schon als er sich umdrehte, um seinen (gefälschten) Presseausweis zu holen, „legten sie an“. So jedenfalls hat er es mir erzählt. Als ich den Polizeichef Eddie Compass fragte, wie viel Gewalt er denn anwen-

ser in die Ochsner Klinik bringen sollte, wo man sich um sie kümmern würde?

„Touro wäre mir lieber“, sagte sie. Touro ist ein anderes Hospital in New Orleans, nicht ganz so renommiert wie Ochsner, aber näher.

„Touro ist geschlossen, Ochsner ist die einzige Klinik, die noch geöffnet ist.“

„Wirklich, wieso?“

Wir einigten uns darauf, dass sie bis zum nächsten Morgen ihre Sachen packen sollte. Was sie tat. Als sie aus dem Haus kam, trug sie ein leuchtendes Sommerkleid, einen alten silbrigen Koffer und ein tapferes Lächeln.

„Wann erwarten wir den Hurrikan?“

„Er hat längst zugeschlagen.“

„Sind Sie sicher? Dann bin ich ja froh, dass das Schlimmste vorüber ist.“

Kalte Füße

Als ich sie in der Ochsner Klinik abgeliefert hatte, fuhr ich Richtung Wasser. Das hatte seinen Grund. Mein kleiner Bruder war gegen alle Erwartungen in Lafayette lebendig wieder aufgetaucht und studierte seither die Satellitenfotos im Internet, um herauszufinden, wie weit er schwimmen müsse, um zu seinem Haus zu kommen. Er hatte sich als Einziger der Familie nicht in Uptown angesiedelt, aber doch eines dieser historischen kleinen Shotgun-Häuser erworben, an dem er mit jeder Faser seines Herzens hängt. Die letzten Tage hatte er damit zugebracht, sich vorzustellen, wie es sei, wenn es das nicht mehr gäbe.

Etwa eine Meile vom Fluss entfernt stieß ich auf Hochwasser. Noch eine Meile weiter, und die Straßenschilder waren kaum noch zu sehen. Die Kronen alter Eichen, die aus dem Wasser ragten, sahen aus wie die Finger Ertrunkener. Aber das Wasser wurde nicht einfach nur tiefer, je näher ich dem Lake Pontchartrain kam, sondern es gab plötzlich Höhen und Senken im Boden. Um weiterzukommen, würde ich ein Floß brauchen oder ein flachkieliges Boot. Irgendwann traf ich dann Charlie Davis, den Kunsthändler mit

stiefeln, Plastikhandschuhen und Gesichtsmasken und stürzten uns dann beherzt in die Fluten. Das Wasser war schwarz und klebrig und roch nach Benzin. Die Ärzte an der Ochsner Klinik hatten mir gesagt, dass sie an Leuten, die mit dem Wasser in Berührung gekommen waren, Verbrennungen durch Chemikalien gefunden hätten. Bis zur Taille im Schlamm arbeiteten wir uns langsam zur Rückseite des Hauses vor. Es lag höher und war vollkommen



trocken. Die Blätter im Garten knisterten wie frische Cornflakes. Das Haus lag praktisch auf einer kleinen Ausbuchtung auf der Höhe des Esplanade Ridge und war gerettet. Mein Bruder hatte Glück, und das nur, weil er in die alten Häuser von New Orleans verliebt war.

Plötzlich fielen Schüsse. Sie kamen aus einem Haus jenseits der Straße, vielleicht dreißig Meter entfernt.

„Eine Zweiundzwanziger“, sagte Charlie.

Ein Feuergefecht ist für Charlie nichts Besonderes, das letzte, in das er verwickelt war, spielte sich in Westafrika ab, wo er gerade Skulpturen einkaufte und sich gerade noch in einen Fahrstuhlschacht retten konnte.

Dann geschah alles gleichzeitig. Irgendwas zischte über unsere Köpfe hinweg, wahrscheinlich Kugeln, aber das dachte ich erst hinterher. (Wenn es vorbei ist, ist ein bisschen mehr Gefahr immer besser als ein bisschen weniger.)

Über uns setzten zwei Polizeihubschrauber dröhnend zur Landung an. Vor uns erschien das 82. Fallschirmjägerbataillon mit flotten roten Kappen. Wir rannten.

Aber wohin? Wir kamen bis zum Ende des Esplanade Ridge. Von dort führte kein Weg weiter. Also zurück. Dabei mussten wir an dem Haus vorbei, aus dem die Schüsse gekommen waren und das jetzt von Fallschirmjägern umstellt war. „Er wollte überhaupt niemanden treffen“, sagte der, der die Befehle gab, eher enttäuscht, „er wollte nur Wasser.“

Drei Stunden nachdem ich Dottie Perrier abgeliefert hatte, war ich wieder in der Klinik. Ich ging davon aus, dass sie inzwischen in der geriatrischen Abteilung untergekommen war, auf der Bettkante saß, warme Milch schlürfte und sich

eine Game Show ansah. Die Dame am Empfang blätterte in ihren Papieren. „Sie wurde entlassen“, sagte sie. „Wieso denn? Sie hat doch nicht einmal ein Auto.“

„Wahrscheinlich wurde sie mit dem Bus weggebracht.“ Bei dem Wort „weggebracht“ lief es mir eiskalt über den Rücken. Busse waren die behördlichen Beförderungsmittel. In New Orleans gab es inzwischen ein neues Wort für das, was mit Leuten geschieht, die unglücklicherweise in die Hände der Behörden fallen: „domed“, was so viel bedeutet wie umgekehrt eingelocht, nämlich unter einer Kuppel. „I am domed“ heißt so viel wie zur eigenen Sicherheit in einer überkuppelten Arena – im Superdome, im Astrodome oder in der Marawich Baseball Arena – mit tausend anderen zusammen eingepfercht zu werden. Dottie Perrier hatte ihr Haus nicht verlassen wollen. Sie hatte mir vertraut. Jetzt hatte man sie weggebracht.

Geschichte nicht viel Sinn machte. Warum war er wirklich geblieben? Als ich ihn das erste Mal fragte, sagte er: „Die anderen haben Kinder, die sie nicht gefährden wollen, ich nicht.“ So weit, so gut. Trotzdem ist Kinderlosigkeit kein ausreichender Grund, um sein Leben aufs Spiel zu setzen. Vor kaum drei Monaten hatte er eine schöne junge Frau geheiratet, Grund genug, um am Leben zu bleiben. Er war nicht von Natur aus trotzig, er war auch kein Widerstandskämpfer, er war nur ein ganz klein wenig anders als die anderen, aber man hätte schwer beschreiben können, wieso.

Als ich ihn das vierte Mal innerhalb von vier Tagen drängte zu sagen, warum er denn nun wirklich geblieben sei, erhob er sich, um zu sprechen.

„Wenn du es wirklich wissen willst, sage ich es dir. Aber es muss unter uns bleiben.“

Fast „Paris, Texas“, aber tatsächlich New Orleans, Louisiana. Die Stadt verliert sich in der Weite und ignoriert, was sie topographisch eigentlich so besonders macht. Den Fluss der Stadt, den Mississippi, sieht man selten. Stadt und Strom sind getrennt durch Autopisten, Eisenbahngleise, Mauern, Sicherheitszäune, Hafenanlagen und unbegehbare Bereiche.



Zwei gute Gründe, um in New Orleans zu bleiben

Die Leute von New Orleans kommen manchmal nur über Umwege zum Punkt. Ich erinnere mich, dass Freunde meine Mutter anriefen, sie zwanzig Minuten am Telefon festhielten und dann wieder anriefen, um zu sagen, weshalb sie überhaupt angerufen hatten. Das, worum es geht, steht nie im Mittelpunkt. Reden ist nicht Mitteilung, sondern Zeitvertreib. In New Orleans wird den Geschichten viel Raum eingeräumt, sie spinnen sich einfach fort und sind so unterhaltsam, dass man erst später merkt, dass da manches drin war, das überhaupt keinen Sinn ergab. Irgendwann wurde mir klar, dass auch Haywood Hillyers

„Versprochen.“

„Wirklich versprochen?“

„Mein Ehrenwort.“

„Unter meinem Haus wohnen doch diese kleinen wilden Katzen“, begann er und erzählte, wie sehr sie von ihm abhingen und dass drei davon inzwischen bei ihm wohnten, während die anderen beiden sich immer noch nicht von ihm anfassen ließen, obwohl er sie regelmäßig fütterte. Er ließ noch eine lange Geschichte folgen, weswegen diese Katzen überhaupt zu seinem Haus gekommen waren, und schloss: „Wenn ich die Stadt verlassen hätte, dann hätte es niemanden mehr gegeben, der die Katzen gefüttert hätte.“



den afrikanischen Skulpturen, der sich lieber als Fotoreporter ausgibt, und wir fuhren erst mal gemeinsam über den Esplanade Ridge, wo das Wasser nur etwa 30 Zentimeter hoch stand. Bis dahin hatte ich nicht gewusst, dass es so etwas wie den Esplanade Ridge überhaupt gibt, es ist eine Art Kamm, der von dem hoch gelegenen Mississippi bis zu dem tiefer gelegenen Lake Pontchartrain durchläuft. Rückblickend hätte ich es wissen müssen. Denn hier stehen, leicht erhöht, die einzigen schönen alten Häuser außerhalb der Anhöhe von Old New Orleans. (Degas hat hier übrigens ein Jahr lang gelebt.) Als wir nicht mehr weiterfahren konnten, wateten wir durch ein Feld von Gummi-

Er war also geblieben und hatte riskiert, dass ihm bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen würde, nur um Katzen zu füttern, die ihn nicht wirklich mochten.

Als er dann zwei Tage später die Stadt doch noch verließ, bat ich ihn, seine Geschichte weitererzählen zu dürfen.

„Aber dann werden die Leute denken, ich sei ein Feigling“, sagte er. Ich überzeugte ihn, dass sein Mut bei weitem größer gewesen sei als der, den die Polizei an den Tag gelegt hätte, von der Armee der Vereinigten Staaten ganz zu schweigen. Das Letzte, für das man ihn halten würde, wäre ein Feigling.

„Dann sollst du auch noch das Ende der Geschichte hören“, sagte er. „Es gibt noch einen anderen Grund, warum ich geblieben bin. Er ist nicht ganz so wichtig wie die Katzen.“

„Warum also?“

„Der Verkehr.“

„Wie bitte?“

„Meine Frau hat am Sonntag zwölf Stunden gebraucht, um von News Orleans nach Jackson zu kommen, aber eigentlich ist das eine Fahrt von zweieinhalb Stunden.“

„Ja und?“

„Versteh' doch, ich hasse Staus.“

So etwas wie Hoffnung

Die Menschen von New Orleans sind meist genauso eigen wie ihre Häuser. Das hat seinen Grund: Die Stadt belohnt Absonderlichkeiten nicht, sondern setzt sie ganz einfach voraus, und daher kommt dieser besondere Umgang miteinander. Wer zum ersten Mal jemanden trifft, den er noch nicht kennt, erwartet vor allem, unterhalten zu werden, es sei denn, die Polizei habe ihn gewarnt, dass derjenige darauf aus sei, ihn zu töten.

Wem das Verhalten der New Orleanians im Zusammenhang mit Katrina irgendwie eigenartig erscheint, dem sei gesagt, es war in der Weise eigenartig, wie die Menschen hier eben eigenartig sind. Zuerst haben sie erschreckend langsam reagiert, eben mit der für New Orleans typischen Langsamkeit. Selbst die Nachricht, dass die Dämme gebrochen waren, brauchte zwanzig Stunden, um im letzten Winkel anzukommen, also sehr viel länger als die Flut. Aber in New Orleans gibt man keine Nachrichten weiter, sondern erzählt Geschichten. Und die langen Tage, nachdem die Flut wieder abgezogen war, schufen genau das richtige Milieu, um Geschichten zu spinnen. Keine verlässlichen Informationen, nur wilde Gerüchte – und die abartigsten Vorkommnisse schienen plötzlich plausibel. Die Leute taten das, was sie am allerbesten können: Geschichten erzählen. Aber soweit ich feststellen konnte, und ich hatte doch praktisch die ganze Stadt abgesucht und kannte inzwischen fast jeden Winkel der Häuser, die intakt geblieben waren, stimmte von alldem, was die einen den anderen angetan haben sollten, so gut wie nichts. Abgesehen von ein paar gewalttätigen jungen Männern sind die 25.000 Men-

schen, die man im Superdome und im Convention Center zusammengepfercht hatte, relativ vorbildlich miteinander umgegangen. (Das Verhalten der Behörden ist eine andere Geschichte.) Soweit ich weiß, hat keiner, dem es um seinen Besitz ging, je auf einen anderen geschossen. Es heißt, Warnschüsse seien abgegeben worden, aber nicht einmal das ist sicher. Als das Wasser schon zurückgegangen war, rief mich mein Vater an, um mir zu erzählen, dass ein Freund von ihm (im Exil) wisse, dass man 500 Einbrecher erschossen habe. Der einzige verletzte Einbrecher, von dem ich gehört hatte, war ein Weißer, der in die Ochsner Klinik eingeliefert werden musste, weil man ihn zusammenschlagen hatte, allerdings so schlimm, dass die Ärzte ihm die Milz entfernen mussten.

Als ich New Orleans verließ, um nach Dottie Perrier zu suchen, überfiel mich ein sonderbar köstliches Gefühl, das ich mit zu Hause verbinde, so etwas wie ein verbotenes Gefühl, dem man dennoch auf den Grund gehen darf. Ich war nach New Orleans gekommen, weil ich mich verpflichtet fühlte zu kommen, denn ich hatte in meinem Leben zu viele Beerdigungen geschwänzt, um die letzte große zu versäumen. Die Flut hatte die Vergangenheit nicht weggespült, sondern an die Oberfläche getragen. Wie einen dieser sauber versiegelten Plastiksärge, die bei Überschwemmungen aus der dunklen Erde nach oben schießen und plötzlich im hellen Sonnenlicht stehen. (Ja, wir haben auch einige unserer Toten unter der Erde begraben, und der Boden hat sie willig aufgenommen.) Die Dämme waren gebrochen, aber auch etwas anderes wies plötzlich Sprünge auf, und zwar die Haltung der Menschen, die ihr Leben hinter den Dämmen verbracht hatten. Die ewigen Wahrheiten fingen an zu bröckeln, zum Beispiel, dass New Orleans für immer The Big Easy bliebe und mit Veränderungen nicht mehr zu rechnen sei.

Den meisten Leuten in New Orleans, vom Bürgermeister an abwärts, war ihre Leichtigkeit längst abhanden gekommen. Sie trauten ihrer eigenen Stadt nicht mehr und ihren Mitbürgern auch nicht. Nur deshalb hat man die wilden Gerüchte, wer wem was angetan hätte, überhaupt ernst genommen. Die Flut hat Ängste freigelegt und sie dazu noch lächerlich gemacht. Sie hat die Geister aufgescheucht und sichtbar werden lassen. Jetzt wäre also der Moment, um die Geister zu verjagen oder doch wenigstens durch Zuruf zu erschrecken.

Der große Romancier Walker Perry, der vierzig Jahre lang bei uns gelebt hat, interessierte sich für die Psychologie von Ex-Selbstmördern. Ein Ex-Selbstmörder ist einer, der versucht hat, sich umzubringen, und dabei gescheitert ist. Vor dem Versuch fiel ihm nichts mehr ein, wofür sich zu leben lohnt. Er erwartet, tot zu sein, und findet sich plötzlich am Leben. Irgendetwas in ihm regt sich, denn wenn er nun einmal am Leben ist, warum dem Leben nicht eine Chance geben?

Fast alle Menschen in New Orleans befinden sich fast alle in diesem Zustand. Die Flut vernichtete, was ihr in den Weg kam, verschonte aber die alte Stadt. Was öffentliche Schulen und Sozialbauten betrifft, so tat sie nur das, was die Behörden längst hätten tun müssen: Sie verlangte nach finanzieller Hilfe in Milliardenhöhe und lockte Menschen mit Initiative in eine Stadt, der Kapital und Energie seit langem ausgegangen waren. Das erste Mal in meinem Leben sah ich Fremde nach New Orleans strömen, die nicht nur gekommen waren, um sich hier zu betrinken. Zum ersten Mal in meinem Leben ist New Orleans voll von Möglichkeiten. Zum ersten Mal ist es völlig egal, wer zum König geboren ist. Was immer New Orleans sonst noch sein könnte, es ist keine stagnierende Stadt mehr. Als ich es verließ, dachte ich, wie eigenartig charakteristisch es für New Orleans wäre, wenn die Flut die Stadt gerettet hätte.

Möglicherweise wurde sie weiter nach Alexandria oder Lake Charles transportiert.“

Ich hielt das für Wunschdenken, denn es konnte im Staat Louisiana kaum genügend Platz geben für die halbe Million Menschen, die in der Woche zuvor aus New Orleans evakuiert worden waren. Als ich wieder ging, schrieb sie mir eine Telefonnummer auf einen Zettel: „Versuchen Sie es doch mal beim Roten Kreuz. Manchmal finden die vermisste Personen.“

Ich weiß nicht, warum ich nicht gleich angerufen habe.

Ich glaube, dass das Rote Kreuz für mich immer nur eine Adresse zum Spenden war. Dass sie mir dort helfen könnten, kam mir nicht in den Sinn. Trotzdem rief ich vom Flughafen aus an, und Sekunden später (so schien es mir wenigstens) hörte ich eine männliche Stimme, die sagte: „Da haben wir sie, sie ist in Battle Creek.“

Last Exit New Orleans. Auf der vorletzten Fähre, die vom pittoresken Stadtbezirk „Algiers“ kurz vor Einbruch der Dämmerung nach Downtown ablegt. Algiers, das sich schon im Namen der Gemeinde dem Geiste des französischen Kolonialismus verschreibt, ist eine Enklave am Südufer des Mississippi, die von allen Unbilden des Hurrikans Katrina verschont geblieben ist.



Es gelang mir nicht, Dottie Perrier wiederzufinden, doch ich wusste, wo ich ihre Spur aufnehmen musste. Die Dame in der Ochsner Klinik fand einen Beleg, aus dem hervorging, dass man eine Dottie Perrier aus der State Street zusammen mit vielen anderen Flüchtlingen in der Maravich Arena in Baton Rouge untergebracht hatte. Was weiter aus ihr geworden, sei ungewiss. Die Dame dort, für vermisste Personen zuständig, sagte: „Das wird sich wohl nicht in fünf Minuten klären lassen.“ Aber es dauerte genau fünf Minuten, bis sie wusste, dass über Dottie Perrier keine Unterlagen existierten. „Selbst wenn sie hier angekommen ist, heißt das nicht, dass wir sie auch registriert haben.“

„In Battle Creek, Louisiana?“, fragte ich hoffnungsvoll.

„Nein, in Battle Creek, Michigan“, sagte er.

Er gab mir eine Telefonnummer. Ich rief dort an. Kaum eine Minute später hörte ich Dotties Stimme. Sie hätte nicht freundlicher sein können, obwohl sie immer noch verwirrt schien über alles, was inzwischen mit ihr geschehen war. Es sei alles so schnell gegangen, sagte sie, so dass sie sich kaum noch erinnern könne, wie sie von ihrem Haus in der State Street nach Michigan gelangt war. (Gott sei Dank!)

„Sie sind alle außerordentlich freundlich hier und so weiter“, sagte sie, „aber ich möchte nach Hause.“